

**Allgemeiner
Beamtenschutzbund e. V.**

- im Deutschen Beamtenbund -

ADOLF VON BOMHARD

Generallt. d. OP, a. D.
Mitglied des Fakultätsrates

An
das Institut für Zeitgeschichte,
München Reitmorstr. 29

*Bomhard f. Schmidt am H. X.
M. H. W. zur ZS-Steuerung.*

Eine Ausfertigung anliegenden Berichtes habe ich heute dem Bundesarchiv in Koblenz übersandt. Da ich annehme, dass auch bei Ihnen Interesse für diese sehr lebendige Schilderung der letzten Tage in Budapest besteht, gestatte ich mir eine Abschrift Ihnen zur Verfügung zu stellen. Der Verfasser Dr. Hübner hatte mir diese Abhandlung geschickt, weil er mir Näheres über die letzten Stunden des Gealt.d.OP. HITSCHLER, des Befh. d.OP. in Ungarn mitteilen wollte. Er weiss nicht, dass ich Ihnen

ZS-566-A

Institut f. Zeitgeschichte
München
ARCHIV
1566/54
10.10.54

13b) Prien am Chiemsee, den
Ersdorf Nr. 1

R/140 22110-54

Institut für Zeitgeschichte			
Reg.-Nr. 12. Okt. 1954			
Fgb.-Nr. Ka			
ll			

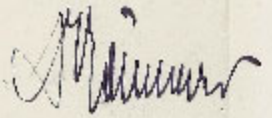
tro

65

00001

die anliegende Abschrift sende, dürfte aber sicher einver-
standen sein.

Mit vorzüglichster Hochachtung !



Genlt.d.OP.aD.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

15. Okt. 1951
Kor

1951
1951

Eine Abschrift...
wurde dem...
dieser...
der letzten...
Abschrift...
Bücher...
tes über die...
d. OP. in...

G e s c h i c h t e der

Verwundetenbetreuung in Budapest 1944
in Ungarn eingesetzten Panzereinheiten, zusammengestellt von

Herrn Dr. med. H ü b n e r, Rehburg-Stadt.

Im Dezember des Jahres 1944 begann sich im Raume Ungarn das Ende der FHH anzubahnen. Bis zum 7.12.1944 war die FHH auf der Insel Czepel vorübergehend eingesetzt und wurde an diesem Tage nach Norden verlegt, wo der Russe auf das Donauknie bei Vaz drückte. Hier hatte man bereits Kampfgruppen aufgestellt, die Stadt wurde von Lazaretten, Nachschubeinheiten und Stäben geräumt, als am Abend des 7. Dezember die Einheiten der FHH dort eintrafen.

Ich war als Chirurg dem HVP zugeteilt und sollte in Vaz mein Kommando übernehmen. Nach längerem Suchen wurde ein Provisorium von HVP in einer kleinen Schule eingerichtet.

Gegen Morgen des 8.12.1944 begann der russische Angriff von Nordosten her. Aus südlicher Richtung kam unabhörllicher Nachschub aus der Richtung Budapest. Als der Ring um die Stadt immer enger wurde kam gegen Mittag der Absatzbefehl des damaligen Oberstarztes Dr. Bulle. Es gab jedoch keinen anderen Weg als über die Donau die Stadt zu verlassen. Da ich als Neuling jedoch an diesem Vormittag noch nicht zum Einsatz gekommen war, hatte ich auf Grund meiner Beobachtungen am Südrand der Stadt eine kleine Donaufähre ausfindig gemacht, welche ich für alle Fälle zum Übersetzen des HVP im Ernstfalle, sichergestellt hatte. Als gegen Mittag der Rückzugsbefehl erteilt wurde, gelang es uns ohne Verluste unter Mitnahme sämtlicher Verwundeten schnell aus der recht bedrohlichen Situation zu entkommen. Wir setzten auf eine benachbarte Donauinsel über und versorgten dort in der Nacht unsere Verwundeten. In der gleichen Nacht ging die Stadt Vaz für uns verloren.

Am nächsten Morgen mußten wir uns erneut absetzen, da die Insel vom Ostufer der Donau genauestens zu übersehen war. Im Morgengrauen führen wir über eine die Insel mit dem Westufer verbindende Brücke, welche beim Beschuß unversehrt geblieben war, und rollten dann auf der westlichen Uferstraße in dickem Nebel in Richtung Budapest.

In dem Sporthaus der in der Valiutca befindlichen Schule wurde der zweite Zug des HVP FHH unter Stabsarzt Brauer sofort wieder eingesetzt. Stabsarzt Dr. Brammer und ich begannen unmittelbar nach unserem Eintreffen mit der chirurgischen Versorgung der Neuzugänge.

Gegen Abend begann von der Insel Czepel her ein für unsere Arbeit recht unangenehmes Trommelfeuer der schweren russischen Artillerie auf den Stadteil, in welchem unser HVP lag. Als uns die Fensterscheiben um die Ohren flogen, zogen wir es vor, mit unserem Op in den Keller zu verschwinden.

Am 9.12.1944 verbreitete sich das Gerücht, daß man in Budapest einen Aufstand plane. Für uns war die Lage sehr kritisch, da wir am Südrand der Stadt lagen und keine Verbindung mit der Truppe hatten. Im Ernstfall hätten wir uns also auf eigene Faust durch die Stadt schlagen müssen. Was wir dabei erlebt hätten, wurde uns wenige Wochen später demonstriert.

Am 10.12.1944 in den Morgenstunden gelang es den HVP nach Norden zu verlegen, damit wir wenigstens Anschluß an die Truppe behielten. Der HVP kam in der Tarrogatautca in einem ehemaligen Altersheim zum Einsatz.

Mit unterlag in der Hauptsache die große Chirurgie. Im Laufe einer Zeitspanne von 14 Tagen wurden dort 69 Laparatomien durchgeführt. Es ergab sich hierbei, daß die Mortalität sehr hoch war. Von den 69 Operierten starben 67 in den 14 Tagen. Als ich später keinem Befehl mehr unterstand habe ich sämtliche Bauchschüsse konservativ behandelt und eine Heilungsquote von durchschnittlich 19% erreichen können.

Der Opbetrieb lief ohne Schwierigkeiten und Hindernisse. Der Kommandeur war wegen eines Todesfalles in der Familie nach Deutschland gefahren. Stabsarzt Dr. Brammer als dienst- und rangältester Sanitätsoffizier regierte mit Umsicht und Rücksicht auf die Verwundeten und das Sanitätspersonal.

Die HKL verlief auf dem Ostufer der Donau vom Donauknie über Vaz nach Süden, holte dann nach Osten aus, ging im Bogen östlich an Budapest vorbei, kam südlich von Budapest wieder an die Donau, sprang auf die Insel Czepelel über und verlief dann, etwa die Insel umlaufend, nach Süden weiter.

So kam der Heiligabend des Jahres 1944 heran. Das Sanitätspersonal hatte Weihnachtsbäume besorgt, Stollen waren gebacken und eine weißgedeckte Festtafel war im Saal des Altersheimes aufgebaut, um die Verwundeten und die Bewohner der umliegenden Häuser am Nachmittag zu betreuen.

Etwa gegen 12 Uhr beobachteten wir in nächster Nähe des Hauses Einschläge, welche zunächst als von Fliegern kommend gedeutet wurden. Als sich diese Einschläge wiederholten und am Himmel kein Flugzeug zu sehen war, kam uns die Angelegenheit doch etwas eigenartig vor. Eine Rückfrage bei der Division, welche am Südhang des Gellerthügels lag, ergab keine Lageveränderung.

Kurz danach fuhr vor dem Portal des HVP ein ungarischer Dreiradlieferwagen mit einem Schwerverwundeten vor. Der Fahrer des Fahrzeuges behauptete wenige Kilometer vor dem HVP von russischen Panzern beschossen zu sein.

Bei einer nochmaligen Anfrage bei der Division und beim Corps wurden unsere Angaben für krankhafte Phantasiegebilde erklärt. Im Augenblick des Gespräches krachte es jedoch vor dem Haus, die Fensterscheiben flogen heraus und aus der Phantasie war nackte Tatsache geworden. Die telefonische Verbindung war sofort unterbrochen und es hieß jetzt auf eigene Verantwortung handeln.

Die gefährlichen Patienten wurden unverzüglich in Richtung Stadtmitte in Marsch gesetzt, die Schwerverwundeten auf die in aller Eile fahrfertig gemachten Fahrzeuge verladen, das wertvolle Instrumentarium sowie der notwendigste Eigenbedarf wahllos auf die Wagen verteilt. Unter schwerstem Beschuß setzte sich der HVP in Richtung Stadtmitte ab. Von hier wurde versucht die Donaustrasse Budapest-Wien zu erreichen, um auf diesem Wege aus dem Kessel, welcher im Entstehen war, herauszukommen.

Nach anfänglich zügigem Fahren schoben sich die Kolonnen ineinander, sodaß es nur noch schrittweise voranging. Auf der Höhe von Uröm war die Straße derart verstopft, daß der gesamte Verkehr blockiert war. Inzwischen war es dunkel geworden und ein eisiger Wind piffte durch das Tal, welches an dieser Stelle das Filiszgebirge durchschneidet. In der Luft orgelten die russischen Nahmaschinen über die Kolonnen hinweg und warfen ihre Eier in die Menschen- und Fahrzeugmassen.

Ein unbeschreibliches Chaos.- Ein Sanka erhielt in dem Gewühle einen Volltreffer, sämtliche Insassen waren sofort tot und der Sanka brannte aus. Durch den brennenden Wagen angezogen beflasterten die Flugzeuge diese Stelle besonders unangenehm. Deckungsmöglichkeit gab es kaum. Der Ostrand der Straße wurde von einer steilen Felswand gebildet und nach Westen war ein steiler Abhang, sodaß alle, welche an dieser Stelle saßen völlig deckungslos dem Bombenhagel ausgeliefert waren.

In diesem unbeschreiblichen Durcheinander erschien der Maldefahrer des Divisionsarztes, welcher den HVP sofort in die Stadt zurückholen sollte.

Auf dieser soeben beschriebenen Straße mußte also gewendet und nach mühseligsten Manövern unter dem Geklucke der Fahrer und aller Mitbeteiligten dem Strom entgegen in den Kessel zurückgefahren werden. Da jeder Fahrer mit seinem Fahrzeug versuchte dem Kessel zu entfliehen, war es für unsere Fahrer eine akrobatische Leistung wieder nach Budapest hineinzufahren.

Im Morgengrauen erreichten wir mit den Fahrzeugen ohne weitere Verluste die Herzeg St. Imre Ut, wo wir zunächst stundenlang in Deckung standen.

Die Budapester Bürger waren mit ihren buntgeschmückten Weihnachtsbäumchen in Schaaren unterwegs, um zur Messe zu gehen. Jedesmal wenn ein Granateinschlag in ihrer Nähe niederging, war die Straße wie leer gefegt. Wenige Augenblicke danach pilgerte alles wieder der Kirche zu. Wir hockten durchgefroren mit dem Kesselgespenst in Nacken auf unseren Fahrzeugen herum. Die Verwundeten stöhnten. Keiner wußte wo wir bleiben sollten.

Gegen Abend sollten wir dann in einer Schule eingesetzt werden. Aber wir kamen erst garnicht zum Entladen der Fahrzeuge. Das hochgelegene Gebäude wurde derart mit Artilleriefeuer belegt, sodaß nur schnell die Verstorbenen an der Hauswand vergraben werden konnten. Dann setzte sich der HVP an den Nordoststrand der Stadt nach Romeifürdö in eine an der Donau gelegene Schule ab.

Unglücklicherweise befand sich in der Nähe der Schule ein Depot der Kriegsmarine, sodaß wir hier wieder unaufhörlich aus der Luft beharkt wurden.

Dabei wurden alle Zugänge versorgt, der Op war eiligst hergerichtet worden. Schließlich war die Schule bis unter das Dach vollgepfropft mit Schwerverwundeten.

Da kam ein erneuter Absetzbefehl. Der Russe drückte inzwischen auch von Norden her. Zur Entlastung des Kessels beschloß das Corps sämtliche Einrichtungen, welche nicht zur kämpfenden Truppe gehörten, aus dem Kessel herauszuschleusen und zwar sollten diese Einrichtungen auf einer vom Russen nicht besetzten Gebirgsstraße westlich der

Donaustraße herausfahren. Einige Versorgungseinheiten, von denen man annahm, daß sie für die Zurückbleibenden ausreichen würden, wurden im Kessel belassen. Am 25.12.1944 am Nachmittag verläßt die Kolonne von dem HVP durch Zahnmeister Köppen begleitet in nordwestlicher Richtung die Stadt. Keinem Fahrzeug gelingt es über die Passtraße zu kommen. Nur ungenaue Nachrichten sind über das Ende dieser Kolonne bekannt geworden.

Gegen Abend rückten wir in sehr gedrückter Stimmung aus Romeifürdő ab und rollten ins Ungewisse auf das Westufer der Donau.

Hier gelangte man zum 10. Honvedhospital, welches bereits geräumt war und in bedenklicher Nähe der nördlichen HKL lag. In einem der hinteren Gebäude dieses Lazarettes war ein neutraler Verbandplatz angeblich vom schwedischen Roten Kreuz eingerichtet. Die Leitung des Verbandplatzes, bei welchem nichttransportfähige Verwundete aller Nationen versorgt wurden, unterstand einem Grafen Tolstoy. Polnische, rumänische Ärzte und solche anderer Nationen versorgten die durch Kopfverletzungen, Amputationen und sonstige schwere Verletzungen nicht mehr transportfähigen.

Nach kurzem Verhandeln durften wir ebenfalls unsere Schwerstverletzten ausladen. Es wurde uns aber aus Gründen der Neutralität nicht gestattet, diese selbst zu versorgen, sondern wir mußten sie der Obhut der dort antierenden Ärzte überlassen.

Wie nach dem Krieg festgestellt wurde, hat es beim Schwedischen Roten Kreuz nie einen Grafen Tolstoy gegeben, auch hat das schwedische Rote Kreuz keinen neutralen Verbandplatz in Budapest unterhalten. Höchst wahrscheinlich hat es sich bei dem angeblichen Grafen und seinen Ärzten um Menschen gehandelt, welche den Kessel nicht mehr rechtzeitig verlassen konnten, und nun auf Grund ihrer Kenntnisse und ihres Berufes auf diese Art und Weise versucht haben bei dem unvermeidlichen Ende möglichst günstig abzuschneiden.

Nachdem wir unsere Toten beerdigt hatten, rollten die Fahrzeuge gegen Abend des 29. Dezember wieder zur Stadt zurück. Obwohl sämtliche KFZge das Zeichen des internat. Roten Kreuzes führten, wurden sie unaufhörlich aus Haustüren, Fenstern und Häuserwinkeln beschossen. In einem Sanka wurde eine geballte Ladung geworfen, die eine entsprechende Wirkung hatte. Die Sanka blieb brennend zurück.

Auf dieser Fahrt sechs Tote hinterlassend erreichte ich als letztes Fahrzeug gegen 22 Uhr das Hotel Continental, welches für wenige Tage unser Arbeitsplatz sein sollte.

Durch die immer näher rückende Einschließungsfront war die Arbeit kaum noch zu bewältigen, sodaß man uns einen ungarischen Arzt, Dr. Sebastian, zur Hilfe schickte. Der Kollege hatte die 60 lange überschritten, er kam aber treu und pünktlich jeden Morgen vom Rosenhügel durch den Bomben- und Granatenhagel zum Dienst und ging in der Nacht den gleichen Weg zu seiner Wohnung zurück, wo er dann seine zivilen Patienten behandelte.

Am 29. Dezember 1944 versuchte man die überfüllten Lazarette und Verbandplätze erstmalig auf dem Luftweg zu entleeren. Auf der Rennbahn war eine Start- und Landemöglichkeit geschaffen worden, von wo aus die Verwundeten mit der Ju 52 von Beginn der Dunkelheit an abtransportiert wurden.

Auf dem HVP Continental wurde Tag und Nacht gearbeitet, doch nach kurzer Zeit waren die Zimmer und die Flure mit Verwundeten vollgepfropft, sodaß keine Nadel mehr zur Erde fallen konnte.

Am 30.12.1944 wurde in der Abendstunde bei einem Bombenangriff die Stromversorgung ausgeschaltet, sodaß sämtliche Arbeiten nur noch mit Hindenburgkerzen und sonstigen Behelfslampen vorgenommen werden konnten.

Am 31.12.1944 wurde vom Corps ein Diesellaggregat beschafft, sodaß wohl wieder Licht zur Verfügung stand aber die Wasserversorgung in Frage gestellt war. In einem benachbarten Keller stand ein großes Reservoir, welches bei dem Angriff und auch durch die Kälteeinwirkung am Vortage zerplatzt war. Das Wasser stand meterhoch im Keller. Von diesem Wasser wurde geschöpft.

Am Sylvesterabend des Jahres 1944 um Mitternacht läuteten in der ganzen Stadt die Glocken, während ich einem 14 jährigen ungarischen Jungen einen von einer Fliegerbombe zerfetzten Oberschenkel amputierte. An diesem Tag zählten wir nahezu 1000 Durchgänge.

Die Lage wurde von Tag zu Tag kritischer. Der Kessel wurde immer enger, um so mehr drängten sich die Menschen auf dem noch freien Stückchen der Stadt zusammen. In der Stadt stauten sich die Flüchtlingstrecks und Wehrmachtkolonnen. Zerschossene Fahrzeuge, Pferdeleiber, gefallene Soldaten, tote Frauen und Kinder lagen in Massen in den Straßen herum, ohne daß sich jemand um sie kümmerte. Über die Elendshaufen brausten die Flieger hinweg und säten aus ihren Bordkanonen Tod und Verderben. In den Stadtteilen, in welchen noch die Stromversorgung intakt war, heulten die Alarmsirenen ohne Pause, dazwischen krachten die Bomben und Einschläge der schweren Artillerie.

Am 1.1.1945 ging der Flugplatz an der Rennbahn für uns verloren. Bis zum 3.1.1945 gelang dann der Abtransport von der Nordspitze der Insel Czepel, bis auch die Möglichkeit in den Abendstunden des 3. Januar zerschlagen wurde.

Unser Schicksal war damit besiegelt. An eine ordnungsmäßige Versorgung der Verwundeten war nicht mehr zu denken. Die Schwerverwundeten wurden langsam zu den sicheren Katakomben der Burg abgeschoben und die Gefähigten wurden zur Verwundetensammelstelle weitergeleitet, welche von der 13.PD. in einem in der Nähe gelegenen Hotel unterhalten wurde.

Am 7.1.1945 mußte die 13.PD. ihre Sammelstelle räumen, weil die HKL in unmittelbarer Nähe gerückt war. Die Verwundeten wurden wieder bei uns aufgenommen. Das Personal unbekannt weitergeleitet.

Am 11.1.1945 war die HKL etwa 500 Meter von uns entfernt, als in der Abendstunde der Räumungsbefehl kam. Das bedeutete, daß man unter dem Druck der russischen Partie gezwungen war den östlichen Stadtteil aufzugeben.

Da die am weitesten südlich gelegene Hortybrücke, sowie die Ketten- und Magdalenenbrücke unter direktem Beschuß lagen, während die Elisabethbrücke indirekt von den Russen beschossen wurde, wählten wir aus Sicherheitsgründen die Elisabethbrücke für unseren Übergang, während der größte Teil unverständlicherweise über die drei anderen Brücken, natürlich mit erheblichen Ausfällen geleitet wurde. Ohne Ausfälle gelang es uns ca. 1.500 Verwundete in kurzen Abständen über

die Elisabethbrücke zu fahren. In der Mitte der Brücke war ein großer Bombentrichter, in welchem ein LKW hing.

Wir hatten den Auftrag, die Verwundeten in das Wirtschaftsministerium in der Foe Utca zu bringen.

Mir war der Auftrag erteilt worden 26 Schwerverwundete und Frischoperierte auf einem Diesel-LKW zum Westufer zu bringen. Es ging alles gut, bis wir plötzlich merkten, daß wir für unsere Fahrt nicht die Donaustraße gewählt hatten, sondern hinter der Burg entlang gefahren waren. Aber da war es schon zu spät, ein russischer Spähtrupp tauchte vor uns auf. Im letzten Augenblick gelang es meinem Fahrer in eine Seitenstraße einzubiegen. Ein paar hinter uns herpfeifende blaue Bohnen waren die erste direkte Bekanntschaft mit den Russen. Auf Umwegen gelangten wir dann mit unserem Fahrzeug zum Wirtschaftsministerium in der Foe-Utca, wo unser gesamter Wagenpark ohne jede Deckung schon Stunden auf der Straße stand und noch nicht entladen war. Die Gehfähigen standen zitternd vor Kälte und knurrendem Gedärm in der eisigen Winternacht, denn der Keller, welcher uns vom Corps zugewiesen war, lag voller Frauen und Kinder, welche nicht herauswollten. Man hatte die Absicht, die Frauen und Kinder in ein auf der anderen Straßenseite gelegenes Krankenhaus zu bringen. An dem Widerstand der Krankenhausleitung scheiterte jedoch die Verlegung, sodaß wir von uns aus die Kelleinsassen in die benachbarten Keller verfrachten mußten.

Wir waren kaum mit unserem Umlegen und Entleeren der Fahrzeuge fertig, als ein Tieffliegerangriff von der Gegenseite auf unseren Fahrzeugpark gestartet wurde. Hierbei mußte unser Wasserwagen abgeschrieben werden. Die Wasserbeschaffung war sehr schwierig, man mußte das Wasser entweder von einer der zahlreichen kleinen Quellen oder direkt aus der Donau schöpfen. Aus Sicherheitsgründen beschafften wir zunächst unser Wasser aus der Donau. Aber bald hatte man unsere Schöpfstelle vom Ostufer entdeckt und hielt sie dauernd unter Feuer. Wir mußten von einer 4 km entfernt liegenden Quelle nun einzelnweise das Wasser herbeischaffen. Die schießbegeisterten Ungarn waren den Wasserträgern nicht gut gesonnen. Und obwohl jeder die Armbinde des Roten Kreuzes trug, wurde einer unserer Wasserholer hinterhältig abgeschossen.

In der Nacht vom 18.1. zum 19.1.1945 erschütterte eine dumpfe Detonation unsere Kellerräume. Man hatte die Brücken der Stadt gesprengt und damit hatte man das gesamte Ostufer an die Russen verloren.

Am 19.1.1945 begannen die Kämpfe auf der Margareteninsel, welche von uns nicht weit entfernt war.

Am 20.1.1945 wurde das letzte Brot ausgegeben. Am 21.1. in der Morgenstunde wurde unser Aggregat zerstört. Operieren ist nur noch mit Talglütern möglich.

Für mich war eine schwere Zeit angebrochen. Mir war ein kleiner Splitter durch die Bauchdecke eingedrungen. Die ersten Anzeichen einer Peritonitis machten sich bemerkbar. Schüttelfröste und unerträgliche Bauchschmerzen machten sich bemerkbar. Eine Operation hätte bei den Verhältnissen den sicheren Tod bedeutet. So setzte ich alles auf eine Karte und vertraute auf meine Energie.

Am 27.1.1945 erdrückte eine in den Keller gefallene Bombe 18 Verwundete und einen Dienstgrad.

Aus der Heimat kommen erschütternde Nachrichten. Die Russen stehen vor Küstrin. Die ersten Kämpfe vor Magdeburg. Die Stimmung ist denkbar schlecht. Mich peinigten entsetzliche Schmerzen. Seit dem 20.1. rationiert sich jeder selbst sein Brot. Der Hunger macht uns sehr zu schaffen. Wein ist genügend vorhanden. Kaum war einer unter uns, welcher sich nicht mit einem guten Tropfen, welcher uns zu anderer Zeit und anderem Ort wesentlich besser geschmeckt hätte, in eine leichte Narkose versetzt hatte.

Die Toten, welche man bislang im Pfarrgarten der St. Anna beigesetzt hatte, mußten an der Hauswand beerdigt werden, da man keinen Schritt mehr aus dem Keller wagen konnte.

Verwundete, Ärzte und Pflegepersonal waren ausgesprochene Brutplätze von Läusen sämtlicher Gattungen.

Am 28.1.1945 war es einem gelungen, aus einem frisch gefallenen Pferd eine Heule auszulösen. Es gab die ersten Pferdebouletten. Außer dem hatte man einen Zugang zur Burg ausfindig gemacht, wo man den Krönungssaal zur Pferdeschlächterei erniedrigt hatte. Von hier aus kam jetzt laufend Pferdefleischnachschub. Die Rösterei war unaufhörlich in Betrieb. Die Kellerräume waren von Boulettenqualm erfüllt, welcher in Verein mit dem wirklich nicht mehr gutduftenden Landsernief und dem Gestank der jauchenden Verbände nahezu unerträglich war.

Am 30.1.1945 war die Front von der Magareteninsel bedenklich nahe an unseren Keller gerückt. Etwa einen Kilometer von uns entfernt lag die HKL.

Wir mußten also schnellstens verschwinden. In gleicher Nacht wurde in aller Eile verladen. Als Ziel wurde das Gymnasium in der Herzog Inre Ut genannt, in welchem wir schon einmal nach unserer Flucht aus Romeifürdö, kurz Halt gemacht hatten. Ich zog es in meiner Lage vor, diesen Weg zu Fuß zu machen. Unter furchtbarsten Beschuß vom Ostufer und aus der Luft, sowie aus den Wohnhäusern des Westufers ging es auf der Poetca in Richtung Elisabethbrücke. Über uns brannten die über der Erde gelegenen Teile der Burg. Einige Lastensegler schwebten trotz russischer Luftüberlegenheit zur Blutwiese. Gespenstisch lagen in dem Feuermeer das Kastell und der Gellertthügel vor uns.

Der kritischste Punkt war vor dem Gellertfelsen, vor welchen die Straße abbog, auf der wir zu gehen, d.h. zu springen oder zu fahren hatten. Auf dem Straßenkreuzungspunkt war ein riediger Bombentrichter, welcher von den Fahrzeugen unfahren werden mußte. Bereit zum Sprung hatte ich hinter der Hauswand des letzten Hauses Deckung genommen, um die Kreuzung in einem günstigen Augenblick zu überqueren, als ein mit Verwundeten besetzter Omnibus einer anderen Einheit in diesen Trichter jagte. Sofort konzentrierte sich das Feuer vom Ostufer auf diesen Punkt und wenige Augenblicke später stand der Omnibus in hellen Flammen. Langsam ließ das Feuer nach und der Sprung gelang mir, über mir peitschten die Schüsse in den Felsen, aber verursachten keinen großen Schaden. Als ich noch hinter einem zerschossenen Panzer lag und mir überlegte, daß ich mir mein Ende mal anders vorgestellt hatte, kam über die Gefahrenstelle ein PKW von uns geras

Der Fahrer erkannte mich, fuhr langsamer und ich konnte in den Wagen hereinspringen. Es ging nördlich um den Gellertberg herum. Rechts unten lag die Blutwiese, welche mit roten Lämpchen als Landzeichen für den Lastensegler abgesteckt war. Über ihr brannte gleich einer lodernden riesenhaften Fackel die Burg. Es war ein grauenhafter Anblick, welcher jedem, der ihn erlebte, unvergessen sein wird.

An dieser Stelle sei der tapferen Mannschaften der Lastensegler gedacht, welche sich mit Verpflegung in den Kessel schleppen ließen. Sie wußten bei ihren Start, wie sie mir später in der Gefangenschaft berichteten, daß sie in ihr Unglück flogen, und daß sie den Kessel nie wieder verlassen konnten, trotzdem meldeten sie sich freiwillig zu diesen Flügen.

Und wie unrecht handelten die Empfänger der Verpflegungskanister und der Bomben. Hierüber soll jedoch an späterer Stelle berichtet werden. Im Morgengrauen erreichten wir das Gymnasium in der Herzog Inre Ut. Wir wurden gleich von einem Scharfschützen aus einem benachbarten Haus empfangen und hatten wieder einen Verwundeten mehr.

Das Gebäude war in seinen oberen Stockwerken völlig zerschossen. In einem großen Saal, vermutlich der Aula stand eine wunderbare alte Orgel, aus welcher die umgebogenen großen Prospekt Pfeifen wie lange "Leichenfinger in den vom Wintersturm durchblasenen fensterlosen Raum standen. Brauchbar war nur noch der Kohlenbunker, in welchem die Kohlen zur Seite geschaufelt wurden. Dazwischen stellten wir, nachdem die anderen Fahrzeuge eingetroffen waren, einen Op.-Tisch auf. Die Verwundeten wurden auf Nebengänge und auf der Heizungsanlage selbst verstaut. Ein benachbarter Raum lag vollgepfropft von zivilen Schutzsuchenden. Man konnte von keinem Menschen mehr verlangen, daß er diesen Raum für uns freimachte.

Durch unser Hin und Her hatten wir den größten Teil unserer Bestück verloren. Mit den uns noch verbliebenen Habseligkeiten war kein Op.-Tisch mehr aufrecht zu erhalten. Daß es nicht mehr lange gutgehen konnte, war jedem klar. Wohl hatte man versucht, mit dem Kommandeur der Feldherrnhalle, dem General Pape Verbindung aufzunehmen. Man hatte ihm herausgefunkt: "Lieber Pape, pinsele uns den Zaun von hinten". - "Wie"? - war die Antwort. Stündlich kamen neue Bessellatrinen von dem Heranrücken des Generals Gille. Führertelegramme und sogar ein Aufruf zum Durchhalten von Himmler erreichten uns, aber jedem von uns war klar, daß ein Aushalten nur noch kurze Tage, wenn nicht nur Stunden möglich war.

Infolge meiner Verwundung war es mir nicht mehr möglich am Tisch zu stehen und so wurde ich am 10.3.1945 in der Nacht mit einem Krankenkraftwagenzug in Richtung Burg in Marsch gesetzt, um dort Verwundete abzuliefern und selbst oben zu bleiben.

Ohne Zwischenfall gelangten wir bis zur Elisabethbrücke, wo der ausgebrannte Omnibus noch in dem Bombentrichter steckte. In der Nähe dieses Trichters verfiel sich das Führungsfahrzeug plötzlich in einem herabhängenden Straßenbahnseil und brachte die gesamte Kolonne ausgerechnet an dieser gefährlichen Stelle zum Stehen. Der erwartete Beschuß vom Ostufer kam jedoch nicht, nur vereinzelte MG-Stöße schlugen in den Gellertfelsen und richteten keinen Schaden an. Nach etwa 15 Minuten war der Wagen wieder flott. Keine 200 Meter weiter klatschte ein Granatwerfer einschlag vor unseren Wagen. Durch die eingedrückte Windschutzscheibe wurden mein Fahrer und ich nur leicht im Gesicht und an den Händen verletzt. Den Verwundeten ge-

sah nichts, sodaß wir langsam unter immer heftiger werdendem Beschuß die Serpentine zur Burg hochfahren konnten.

Viele alte Bekannte von früheren Verbandplätzen sah ich in den Katakomben wieder. Es war ein erschütterndes Bild wie sie hier oben herumlagen. Ärzte und Pflegepersonal waren nirgends zu sehen. Der Stabsarzt unseres Artillerieregiments Dr. Huml und einer unserer jüngsten Unterärzte, welchen wir schon vorher auf der Burg abgestellt hatten, versorgten als einzige den Riesenbetrieb. Sämtliche Sanitätsoffiziere hatten unter Vorbild des Kommandanten den moralischen Rückzug angetreten. Als ich den Unterarzt Dr. Osten befragte, bei wem ich mich zum Dienst melden müßte, gab mir dieser zur Antwort daß er seit Tagen keinen Diensthabenden mehr gesehen hätte. Da mich der Betrieb jedoch näher interessierte, fand ich auf meinem Besichtigungsgang dann auch schließlich den verantwortlichen Herrn, welchem meine Amtshandlung sehr unangenehm war, da er seine Sektiflaschen und sein frugales Mahl noch nicht vom Tisch geräumt hatte. Es ist besser den Namen des Chefarztes zu verschweigen, denn er bedeutet kein Ruhmesblatt in der Geschichte der letzten Kriegsmé-
dizin.

Während wir und unsere Verwundeten in den Kellern und Kohlenbunkern nicht das Sattessen hatten, wurde hier auf der Burg in wüster Weise geschlemmt und gepraßt. Die Magazine waren bis unter die Decken vollgepfropft mit den herrlichsten Dingen und Vorräten, von deren Vorhandensein bislang niemand eine Ahnung hatte. Die armen Verwundeten bekamen eine dünne Pferdefleischsuppe, während die Herren in den tieferen Stagen keinerlei Not litten.

Am Morgen des 11.2.1945 tauchte verschiedentlich das Gerücht auf, daß die belagerte Truppe am Abend ausbrechen wolle. Das gesamte Sanitätspersonal mischte sich plötzlich wieder unter die Verwundeten, was recht auffällig war, und wir drei antwortenden Ärzte wurden gegen 18 Uhr 30 zum Herrn Chefarzt gebeten. Hier lernte ich dann erstmalig den recht ordentlichen Haufen Ärzte kennen, welchen die Burg beherbergte.

Mit schneidiger Stimme bestellte uns der Chef für 19 Uhr 30 mit Sturmgepäck zum Löwentor, von wo aus der Ausbruch erfolgen sollte. Die zurückbleibende Ärzte, sowie 50 Mann Sanitätspersonal seien bestimmt und wüsten Bescheid. Alles andere hatte sich seinen Befehlen zu fügen. Die Verwundeten sollten am nächsten Morgen dem Internationalen Roten Kreuz übergeben werden.

Das Sanitätspersonal war inzwischen vom Hauptfeldwebel des HVP's über das Vorhaben in Kenntnis gesetzt worden. Als ich in die Bunkergänge zurückkam, hatte dort eine unheimliche Stille Einzug gehalten. Vom Sanitätspersonal war nichts mehr zu sehen. Auch traten die bestimmten 50 Mann nirgends in Erscheinung.

Pünktlich auf die Sekunde 19.30 Uhr begann der Russe die Burg und ihre Umgebung mit einem unwahrscheinlichen Trommelfeuer zu belegen. Gleichzeitig quollen aus allen Toren und Türen der Burg die zum Durchbruch Befohlenen. Granaten, Bomben und Geschosse der berüchtigten Stalinorgeln prasselten zwischen die Menschenmassen, welche sich in den engen Straßen stauten. Es war schließlich unmöglich, überhaupt noch aus den Toren zu kommen, weil sich vor diesen die Leichen und Fahrzeugreste auf türmten und die Ausgänge verschlossen.

Im großen Tunnel, in welchem Nachrichtenfahrzeuge des Corps standen, begann man einzusehen, daß ein Entkommen unmöglich war. Ein

betrunkener Stabsarzt hatte das Kommando an sich gerissen und wollte versuchen mit den Resten durch einen unterirdischen Kanal, welcher von der Donau nach Budakesci gehen sollte, zu entkommen. Mit einem irrsinnigen Gebrülle machte man sich auf, um diesen Kanal zu finden. Ich habe die Forscher nie wieder gesehen.

Auf der Burg regierte nur noch der Kamerad Irrsinn. Die ganzen Wochen der Einkesselung hatten alle Insassen dem Wahnsinn nahegebracht. Entbehrung, Elend und die Sorge um die Zukunft führten zu Handlungen, umhelfen für welche man den Einzelnen nicht mehr verantwortlich machen konnte. Nachdem ich mich über die Lage orientiert hatte und sehen mußte, daß es nur die Möglichkeit gab mitzurennen, entschloß ich mich zu letzterem. Und es war gut so, denn von Allen Versprechen, welche der Chefarzt gegeben hatte, entsprach nicht eines den Tatsachen. Der Haufe war getürmt und hatte die etwa 2.000 Verwundeten ihrem Schicksal überlassen.

Die Verwundeten hatten inzwischen gemerkt, daß ihre Betreuer das Feld geräumt hatten und befanden sich in einer unbeschreiblichen Panikstimmung. An allen Ecken männern des riesenhaften unterirdischen Lazarettes knallten die Pistolen. Keiner wollte im verwundeten Zustand in russische Gefangenschaft geraten.

Es gelang mir schnell einige vernünftige leichtverwundete Offiziere, einen Stabszahlmeister und eine Gruppe von 8 Unteroffizieren und Feldwebern zusammenzustellen und an den Brennpunkten einzusetzen. Mit Hilfe der noch laufenden Sprechfunkanlage wurde den Verwundeten mitgeteilt, daß wir für die weitere Versorgung gerade stehen und ab sofort jede Verantwortung tragen würden. Trotzdem hielten die Erschießungen an. Zum ersten Mal machte sich die Spaltung zwischen Ungarn und Deutschen bemerkbar. Die Ungarn versuchten sich sofort nach Abrücken der Deutschen in den Vordergrund zu spielen. Einer nach dem anderen kehrte zurück und versuchte uns abzuservieren. Aber wir hatten den toten Punkt überwunden und ließen uns aus unserer selbst erwählten Position nicht mehr verdrängen.

Die Ungarn begnügten sich mit dem Einsammeln der bei den Verwundeten verbliebenen Waffen und mit der Verbreitung der schauerlichsten Parolen. Nur zwei Ärzte stellten sich mir sofort zur Verfügung und sind mir bis zum Schluß gute Kameraden und Freunde gewesen.

Inzwischen hatte auch der Unterarzt Dr. Osten sich wieder zum Dienst gemeldet, sodaß wir jetzt vier Ärzte und acht Mann, allerdings dienstfremdes Sanitätspersonal, waren. Zu meinem Dolmetscher für kommende Verhandlungen bestimmte ich einen Rumaniendeutschen Thomas Bonfart, welcher jedoch später in Cegled wegen einer Unehrlichkeit von den Russen abgeholt wurde. Den gleichen Weg ging ein angeblicher Dr. med. Küpper, welcher sich als Arzt ausgab und in der Burg einen Saal mit Schwerverwundeten betreute. Auch dieser wurde später aus gleichem Grund in Cegled abgeführt.

Zu meiner neuen Operationsgruppe gehörten Willi Nätzel, Franz Hergert, Otto Geiß, Andreas Sahn, Herbert Fried, Hans Poratzki und Rudolf Sorge.

Jeder freiwillige Helfer bekam die Rotkreuzarmbinde. Die beiden ungarischen Kollegen wurden auf Station geschickt, Unterarzt Osten begann mit der notwendigen Versorgung der stinkenden Verbände. Ich bemühte mich zunächst um den organisatorischen Teil. Mit dem Stabszahlmeister, dessen Name mir entfallen ist, besichtigten wir erst einmal die Vorratskammern, welche man uns hinterlassen hatte.

Wie schon vorher erwähnt, hätte man mit diesen Massen die Landsler in den Kellern der Stadt und in den Gräben nicht hungern lassen brauchen. Die Landsler stürmten ohne Rücksicht diese Vorratskammern. Die Wut über den Betrug machte sich in einer sinnlosen Zerstörungswut Luft. Ein junger Unteroffizier hatte den Bunker des geflüchteten Generals Pfeiffer-Wildenbruch entdeckt und sich dessen zurückgelassene Uniform angezogen. Ehe wir einen Tobenden zurückhalten konnten, hatte er den vermeintlichen General über den Haufen geknallt.

Wie uns von Stabsangehörigen berichtet wurde seien die Generale Pfeiffer-Wildenbruch und Schmidhuber schon am Mittag des Ausbruchtages im Panzer weggefahren. Ihr Schicksal ist bis heute noch nicht sicher geklärt.

Auch durfte ich jetzt den Bunker des hohen Corpsarztes betreten ohne Gefahr zu laufen herausgedonnert zu werden.

Dieser Corpsarzt war eines Tages, als wir noch im Hotel Continental lagen zur Besichtigung des Lazarettes erschienen. In seiner Begleitung befand sich eine riesenhafte Dogge und eine sehr hübsche Ungarin. Für den ganzen, früher beschriebenen HVP brachte er ein Pfund Kaffee und fünf Tafeln Schokolade mit. Sonst hatten wir unseren Vorgesetzten nie wieder zu sehen bekommen.

Nachdem wir mit weiteren freiwilligen Helfern die Küche wieder in Betrieb gebracht und das Aggregat, die Seele des HVP, mit frischem Dieselöl versorgt hatten, machte ich mich morgens gegen acht Uhr daran einem schwerverwundeten Oberleutnant, welcher sich auf die Burg zurückgeschleppt hatte, den Arm zu amputieren. Der Op. lag in der untersten Katakomben bei den Schwerverwundeten. Kurze Zeit darauf berichteten mir meine Späher, daß die ersten Russen da wären. Es kam jedoch zu keinem Zwischenfall. Plötzlich stand ein Russe mit der Mp. im Anschlag in unserem Op. Eine ungeheure Ruhe, welche den vorausgegangenen Aufregungen Platz gemacht hatte, ließ mich ohne Notiz von dem Besuch zu nehmen weiter arbeiten. Meine nie Sanitäter gewesen Helfer arbeiteten als ob sie es gelernt hätten.

Ich darf hier erwähnen, daß der damals operierte Oberleutnant noch am Leben ist und sich der Situation infolge seiner Narkose überhaupt nicht bewußt war. Ihm wäre dann doch wohl, wie er mir nach Jahren schrieb, doch etwas bange vor meiner zitterigen Hand gewesen.

Nach Beendigung der Operation nahmen wir erst einmal einen großen Schluck aus der Pulle, Iwan tat das Gleiche und dann ging es ab nach oben zur vermeintlichen Übergabe. Übergaben wurde zwar nichts, aber dafür mehr abgegeben. Als es Abend geworden war und sich noch niemand um uns gekümmert hatte, beschlossen wir auf eigene Faust den Betrieb wieder aufzunehmen. Inzwischen hatten sich zahlreiche Russen aller Dienstgrade in den noch freien Räumen der Burg eingenistet. Der Wodka floß in Strömen. Jeder wolte von uns wissen, warum wir nicht mit ausgerückt seien, wo wir her seien usw. Zuletzt gaben wir überhaupt keine Antworten und es ging auch. Manche spielten sehr leichtsinnig mit ihren Colts, auch Schüsse gingen aus diesen Dingen los. So ganz gemütlich war es nicht. Außerdem machte sich bei mir eine erhebliche Verschlechterung des Gesundheitszustandes bemerkbar. Wie mir meine Freunde später berichteten, hatten sie in diesen Tagen um mich die größten Sorgen. Ich muß es ihnen an dieser Stelle danken, daß sie versuchten größere Aufregungen von mir fernzuhalten und daß sie mich immer mit den besten Bissen versorgten, welche sie auftreiben konnten.

Aber in solchen Situationen ist es nicht so ganz leicht, einen Sorgen vom Hals zu halten.

Plötzlich lag der HVP in tiefstem Dunkel. Als wir nach unserem Aggregat sehen wollten, sahen wir es von einem Jeep gezogen, in der Ferne verschwinden. Angeblich hatten es die Russen beim Funken gestört. Aber wir sollten bestimmt ein neues, ein entstörtes bekommen. Ich habe es nicht mehr erlebt, daß ein anderes geliefert wurde.

Mit der Fortnahme des Aggregates hörte auch die Wasserversorgung auf. Die Latrinen liefen über, die Jauche floß zwischen die Strohlager der Verwundeten. In der Finsternis waren keine Hindenburgkerzen zu finden. Da zeigten uns die Russen, wie man aus Schmalz und ein paar Lumpenresten Beleuchtung macht. Überall schwelten diese Dinger. Der Gestank war infernalisch.

In einem Quergang wurde von einem ortskundigen ungarischen Offizier eine Zisterne entdeckt. Vorübergehend gab es wieder Wasser. Aber schon nach wenigen Stunden hatte man die Zisterne gesprengt und wir waren wieder wasserlos.

Am 15. Februar fing in einem Nebenraum ein großer Wandteppich Feuer. Mit Hilfe von uringefüllten Tonnen konnte das Feuer gelöscht werden. Dieser Vorfall hatte uns gezeigt, welche Gefahr ein Brand in diesen Räumen mit sich bringen konnte. So hart es war, die wenigen noch vorhandenen Zigaretten durften nicht mehr geraucht werden.

Inzwischen war ein russischer Kommandant Major Rakitjen zum Chef ernannt worden. Jeder der die Tage auf der Burg erlebt hat, wird sich an den kleinen pockennarbigten Major mit der nie ausgehenden kleinen Pfeife im Munde erinnern. Sein Adjutant Hauptmann Woltshenko, welcher in vorigen Krieg in Berlin als Gefangener war, sang ohne zu ermüden "Es war in Schöneberg im Monat Mai".

Inzwischen war der Befehl gekommen, daß niemand mehr aus Gründen der Registrierung die Räume verlassen durfte. In allen Ecken und Winkeln verrichteten die Verwundeten ihre Geschäfte, jegliche Disziplin war dahin. In der Dunkelheit trat man dauernd im Dreck und Kot herum. Der Gestank nahm unerträgliche Formen an. An seine Versorgung der Verwundeten war nicht mehr zu denken.

Die nicht mehr zu überblickende Zahl der Toten war erschreckend. Die Leichen wurden in der untersten Katakomben und in der dort nicht mehr in Betrieb befindlichen Küche gestapelt, wo sie kaorrenhart froren. Dazwischen lagen sinnlos verstreut Medikamente, Konserven, aufgeschlitzte Gemälde, kostbares Porzellan, Wasche usw.

Jede sinnlose Handlung war möglich. Während ich mich kurz zum Schlafen umgelegt hatte, hatte man mir meine Hose und die Stiefel zerschnitten. Ein Fuchspelz, welchen man mir irgendwo organisiert hatte, wimmelte von Läusen, sodaß er nicht zu gebrauchen war.

Mit ein Paar alten Filzschuhen, der Unterhose und Gummischürze bekleidet mußte ich weiter arbeiten. Die Unterhose wurde an der Gummischürze festgeheftet, damit sie nicht rutschen konnte, und so ging es weiter. In diesem Aufzug hat mich wahrscheinlich einer für nicht normal gehalten und zweimal flog mir eine blaue Bohne um die Ohren, welche jedoch jedesmal ihr Ziel verfehlte.

Eine mitleidige ungarische Seele kam eines Tages mit einer gestreiften Frackhose an, welche nach erheblicher Verkleinerung meine noch vorhandenen 92 Pfund

vorhandenen 92 Pfund vorübergehend umhüllen sollte.

Am 18.2. brannte es wieder im obersten Stockwerk. Das Feuer kam aus einem Seitengebäude, welches unter einem Quergang unseres Lazarettes lag, und in welchem ein Munitionslager war.

Ich hatte mich gerade von einer sehr ungemütlichen Situation erholt. Wir waren beim Entfernen eines Splitters aus dem Bauch eines jungen Ungarn, als die Tür zum Op. aufgerissen wurde und sich zwei ganz wüst aussehende Kerle, sich heftig beschießend, hereinstürzten. Der eine Schiesser hockte sich ans Fußende des Operationstisches und beschuß von dort aus seinen Kontrahenten, während dieser über den offenen Bauch des narkotisierten Patienten zurückfunkte. Mit schlotternden Gliedern gingen wir in volle Deckung, bis der am Fußende hockende Schütze mit einem Loch im Kopf am Boden lag. Ohne ein Wort zu sagen stolzierte der Schützenkönig von dannen und überließ uns eine unbekannte Leiche. Wir hätten einen großen Schnaps verdient, aber wir hatten keine Zeit mehr einen zu suchen, denn der Laden brannte inzwischen lichterloh.

An den Wandbehängen, den Holztafelungen und an den Strohschütten der Verwundeten fand das Feuer reichlich Nahrung. Unter das unheimliche Knistern des rasenden Feuers mischten sich die Explosionen der Geschosse und Granaten in der Munitionskammer und die Verzweiflungsschreie der Verbrennenden. Eine etwa 2 mtr. breite Tür war der einzige Ausgang aus der oberen Katakomba. An eine Rettung der vielen Verwundeten war nicht zu denken. Es gelang uns etwa 100 Menschen aus dem Feuer zu ziehen. Aber draußen erwartete die meisten der Tod des Erfrierens, denn wir mußten sie, so wie sie waren in den Schnee legen, da keine andere Unterbringungsmöglichkeit war.

In der ausgebrannten Katakomba fanden etwa 800 Menschen den Tod. Nachdem die Katakomba ausgekühlt war, begab ich mich auf einen Besichtigungsgang. Mit einer inzwischen beschafften Sturmlaterne leuchtete ich die Stätte des Schreckens ab. Nur Aschenreste, verschmolzene Metallteile, sonst war nicht mehr von den Kameraden zu entdecken. Herbeigerufene gefangene ungarische Sanitätsoffiziere hielten sich in respektabler Entfernung und leisteten lediglich sechs Kameraden, welche am Ende eines Querganges den Brand überstanden hatten, Hilfe beim Herausholen aus der ausgebrannten Katakomba.

In einem Nebenraum, welcher von der Katakomba durch eine schwere eiserne Tür abgetrennt war, hatten wir schwerverwundete ungarische und deutsche Offiziere untergebracht. Die Tür war vollständig verzogen, aber hinter ihr vernahm ich Klopfzeichen. Mit vereinbarten Kräften wurde die Tür jetzt aufgesprengt. Man hatte den Eindruck, als ob man in einen widerlich stinkenden Backofen käme, in welchem die Offiziere hockten. Die Männer hatten sich ausgezogen und die heißen Wände mit dem Inhalt ihrer Urintonne begossen.

Aus Dankbarkeit heftete mir ein höherer ungar. Offizier eine seiner wertvollen Auszeichnungen an meine Gummischürze.

Von dem im Keller liegenden General Hitschler wurde mir an diesem Tage ebenfalls eine denkwürdige Auszeichnung verliehen, welche in besseren Tagen mir mehr Freude bereitet hätte.

Besagter General wurde in gleicher Nacht, ohne daß es jemand merkte, abgeholt, obwohl er einen schweren Pyothorax hatte. Er verstarb wenige Tage später im Honvedlazarett Nr. 11, wo er in einem Massengrab auch beerdigt liegt.

Die Überlebenden wurden im Keller eines benachbarten Gebäudes untergebracht. Am nächsten Morgen erschien ein höherer russischer Militärarzt, es soll der bekannte Prof. Jelansky gewesen sein, mit einem Vertreter des I.R.K. und beide versicherten, daß wir nun bald aus dem Elend herausgeholt werden sollten.

Mit einem recht gebrechlichen Sanka wurde dann auch kurz nach dem Besuch begonnen die Reste des HVP abzufahren.

Es dauerte einige Tage, bis man alle Überlebenden in das Honvedspital Nr. 11 verlegt hatte. Als letzte verließen der Major Rakitjen und ich mit meinen treuen Helfern die Stätte des Grauens, welche mich während der ganzen Gefangenschaft nicht im Stich gelassen hatten.

In diesem Lazarett wurden wir in der Kapelle untergebracht, wo ich mir gleich wieder meinen eigenen Operationssaal sehr zum Ärger des ungarischen komm. Arztes, welchen man uns jetzt vor die Nase gesetzt hatte, einrichtete. Es war klar, daß es unter diesen Umständen mit dem Kollegen, Lackner war sein unvergeßlicher Name, zu Schwierigkeiten kommen mußte. Bei jeder Gelegenheit beschwerte er sich beim russischen Kommandanten und schob uns sogar Leichendiebstahl in die Schuhe. Diese Blödsinnigkeit hätte mir beinahe das Leben gekostet. Man drohte mich erschießen zu wollen, als der schnell herbeigeholte Major Rakitjen einen Strich unter die Angelegenheit machte. Ein anderesmal brannte eine Holzbaracke. Natürlich schob uns der Feldwebel, Träger des B.K.I. und Intimus des Herrn Lackner die Brandstiftung in die Schuhe. Nach langwierigen Verhandlungen wurde auch diese Sache mit einem Wodka aus der Welt geschafft. Zum Osterfest wird erlaubt, daß in der Kapelle eine Messe abgehalten wird, zu diesem Zweck werden die Verwundeten aus der Kapelle gelegt und diese wird feierlich hergerichtet. Am nächsten Morgen hatten irgendwelche Leute ihr Geschäft in dem Raum verrichtet. Sofort ging das Kesseltreiben der Ungarn gegen uns erneut los.

In dieser Zeit tauchte im Lazarett unser ehem. stellvertretender Kommandant Stabsarzt Dr. Brammer wieder auf, welcher in den Straßenkämpfen mit einem Unterschenkelschuß liegen geblieben war.

Trotz der anhaltenden Unkameradschaftlichkeiten, welche von einer gewissenlosen Ärzteschaft inszeniert wurden, gelang es mir unsere Arbeiten in einem kleinen später geschriebenen Aufsatz, welcher meinen Aufzeichnungen beigegeben ist, festzuhalten.

Am 3. April 1945 war unsere Zeit in diesem Lazarett zu Ende und wir wurden in ein Gebäude verlegt, welches uns nicht ganz unbekannt war. Wir wurden in das Gymnasium in der Vali Utea verlegt, in welchem die FHH nach ihrem Abrücken aus Vac den ersten HVP aufgemacht hatte. Mit Stabsarzt Dr. Brammer bezog ich hier ein kleines Zimmer, vor dem Gottlob, ein noch gut erhaltener Beschsteinflügel stand. Dieser sollte uns in der Zeit unseres Aufenthaltes viel frohe und abwechslungsreiche Stunden bereiten.

An eine vernünftige fachliche Arbeit war hier allerdings nicht zu denken, da die Op.-Einrichtung einer Feldscherin unterstand, welche über wenig Verständnis für die Verwundeten verfügte.

Erst am 13.4.45 als unser altbewährter Major Rakitjen Chefarzt des Lazarettes wurde, änderte sich unsere Lage spontan. Für den 17.4.45 ist in mein Tagebuch eingetragen :

"Zum erstenmal richtig sattgegessen". Am 23.4.1945 wird ein deutscher Offizier zum erstenmal während unserer Gefangenschaft Lazarettvertrauensmann. Die Ungarn schaffen es, daß er wenige Tage später im Keller eingesperrt wird. Kurze Zeit danach ist er natürlich wieder frei.

In der Nacht zum 9.5.1945 hebt in der Stadt eine furchtbare Schießerei an. - Waffenstillstand !! - - Wojniy caput !! -

Am 13.5.1945 wurde das Lazarett verladen. Am 14.5.1945 kamen wir in Cegled an, wo ich mit meiner Op. Gruppe in der Abteilung III unterbracht wurde. Kommandantin war die Kapitänin Martha Simakowa, mit welcher eine hervorragende Zusammenarbeit möglich war. Als Chefschwester sämtlicher Lazarette fungierte ein Majorarzt Feldmann, der unseren Wünschen sehr viel Verständnis entgegenbrachte.

Zu unserer Unterhaltung wurde eine Lagerkapelle gegründet, eine Theatergruppe wurde aufgestellt, welche in Verbindung mit der Kapelle und aus Budapest herübergeholtten Kräften ganz beachtliche Leistungen vollbrachte.

Handwerkliche Kunst, Gemälde und andere selbstgebastelte Gegenstände wurden in einer Ausstellung gezeigt und erregten Aufsehen.

Am 9.7.1945 wurden die ersten Invaliden nach Hause entlassen.

Laufende Musterungen und Entlassungen leerten das Lager nach und nach. Entsprechend größere Freiheiten wurden uns erlaubt. Wir durften mit Ausgangschein in die Stadt. Wir konnten ins Kino und durften sogar Bier trinken gehen. Überall wurden wir freudig begrüßt. Nur der Bürgermeister der Stadt ließ uns durch einen Kriminalbeamten aus dem Weichbild der Stadt entfernen.

Schließlich blieben nur meine Op. Gruppe, einige Handwerker, Stabsarzt Dr. Brammer und ich von dem ganzen Haufen übrig. Aus dem Lazarett wurde ein russisches Lazarett gemacht und am 12.10.1945 wurde dann das gesamte Personal auf einen Wirtschaftshof verlegt.

Am 13.10.1945 wurden Stabsarzt Dr. Brammer und ich dem ungarischen Roten Kreuz übergeben. Damit ist auch unsere Gefangenschaft beendet.

Auf einem LKW fahren wir bis Budapest, dann weiter nach Wien und von dort als Kommandanten eines Verwundetentransportes nach Deutschland.

.....